



VELOETAPPE SIBIRIEN – MONGOLEI

Das schwarze Herz des Chövsgöl Nuur

Text und Bilder: Ivo und Brigitte Jost Den Winter betrachten Ivo und Brigitte Jost als die perfekte Reisezeit für die Mongolei. Eine solche «Kühlschrank-Tour» ist sicherlich nichts für jedermann. Doch die beiden bewundern auf dieser strapaziösen Reise das spezielle Licht der Wintersonne, die weissen Weiten des Landes, die auch nach tagelangem Unterwegssein noch faszinieren. Die erfahrenen Weltradler kamen während ihrer einjährigen Asienreise zu Beginn des Winters im Süden Russlands an und hatten somit Zeit, sich an die extreme Kälte zu gewöhnen und entsprechende Vorbereitungen zu treffen.

In Barnaul, am südlichsten Zipfel Sibiriens, schneit es. Die Lenin-Statue trägt einen weissen Schal. In den Parks brennen Gasfeuer. Auf einer Kiste am Strassenrand sitzt eine Russin mit einem brüchigen Akkordeon, ersingt sich mit glasklarer Stimme eine Illusion von Mütterchen Russland und Väterchen Frost. Wir ziehen uns die Fellmützen über die Ohren und radeln hinaus aus der Stadt. Hinaus in die sibirische Wirklichkeit. Noch ist uns warm, aber schon bald kommt die Kälte. Daran wird sich auf den nächsten 800 Kilometern bis zur mongolischen Grenze nichts mehr ändern. Auch nicht in den kommenden Monaten, in denen wir die Mongolei durchqueren. Das Quecksilber sackt auf minus vierzig Grad. Wir kommen nur noch langsam vorwärts, schaffen keine grösseren Distanzen mehr. Nach fünfzig Kilo-

metern ist die Energie weg. Um bei Kräften zu bleiben, müssen wir versuchen, wo immer möglich an einem wärmenden Herd zu übernachten. Fehler sind nun keine mehr erlaubt, und wenn sie uns doch passieren, ist die Kälte ein unerbittlicher Lehrmeister: Einen Aluminiumtopfgriff ohne Handschuhe anfassen – verheerend. Das Fahrrad am Abend in einem zu grossen Gang abstellen – dumm. Zeltnägel können zwar vielleicht in den gefrorenen Boden gerammt werden, brechen dann aber am nächsten Morgen wie Grissini. Wurst und Käse schneidet man besser schon im Laden klein. Als wir an einem Abend die 500 Gramm Pasta noch mit zwei Tafeln Schokolade strecken und in der Nacht doch mit knurrendem Magen erwachen, erschrecken wir.

Und dann kommt der Wind. Er weht Schneefahnen auf, fegt uns vom Rad. Unsere

Finger werden taub, und die Gesichter brennen. Wir haben Angst vor Erfrierungen, schieben unsere schwer bepackten Räder kilometerweit, um vorwärtszukommen und warm zu bleiben. Der Chuiski Trakt, die alte russische Poststrasse, auf der wir unterwegs sind, führt uns quer durchs Altaigebirge. Die Läden in den Dörfern auf dieser Strecke sind zum Glück gut bestückt. Um die Versorgung müssen wir uns noch keine Sorgen machen. Dies wird sich erst in der Mongolei ändern. Je näher wir der Grenze kommen, desto kleiner und seltener werden die Dörfer. Keine Strassencafés mehr am Mittag zum Aufwärmen. Ein Becher Tee aus der Thermosflasche ist zwar ein Ersatz, aber ein schlechter. Wenn uns jetzt Lastwagenfahrer entgegenkommen, zeigen sie uns den Vogel. Wir werfen ihnen Kuschhände zu. Sie können nicht wissen, wie magisch es ist, durch diese

stille, tief verschneite Landschaft zu radeln. Zuerst hat es noch dichte Wälder, dann werden die Bäume spärlicher, die Berge flacher. Und schliesslich erreichen wir Tashanta, den letzten russischen Aussenposten vor der Mongolei. Die Leute haben typisch zentralasiatische Züge. In diesem Vierländereck leben vor allem Kasachen. Sie kamen vor der heutigen Grenzziehung hierher, um ihr Vieh auf den Sommerwiesen im Altaigebirge zu weiden. Die mongolische Revolution von 1921 hat diese Wanderbewegung unterbunden, und die Kasachen siedelten sich im russischen und mongolischen Altai an. Hier sind sie bis heute geblieben. Wir finden Unterschlupf in einem ihrer einfachen Häuser. Das Feuer im Ofen brennt, es ist warm, und wir schauen uns Videoclips an. Kasachischer Schlager, gefilmt wurde in Lauterbrunnen vor dem Staubbachfall, in unserer Heimat. Zwei Verliebte halten Händchen vor weissen Siloballen – idyllisch. Wenn der Hausbesitzer nur nicht so viel Wodka gekippt hätte, wäre es ein gemütlicher Abend geworden. Er muss irgendwann an der russisch-deutschen Front gedient haben. Daraus resultierte wohl sein Wortschatz: «Hände hoch! Nicht schiessen! Wo ist Feind?» Der Abend endet mit einem herzzerreissenden Ruf zu Allah. Gute Nacht.

Bei den Adlerjägern. Das Licht in der Mongolei erscheint uns wärmer. Die Sonne steht flach, wirft goldene Strahlen. Rote Felsen zeichnen lange Schatten auf den seidenmatten Schnee. Ein Mann steht im Gegenlicht, sein Arm ist angewinkelt, darauf ist die Silhouette eines Adlers erkennbar: scharfe Kanten, feine Federn. Es ist Arianit, ein Burgutschin, ein kasachischer Adlerjäger. Um ihn zu finden, sind wir zweihundert Kilometer in den Nordosten der Provinz Bayan Ölgii gefahren. Hier, im äussersten Westen der Mongolei, leben die Burgutschin nach einer Tradition, welche in der Geschichte der Kasachen 2000 Jahre zurückreicht – der Jagd mit Goldadlern. Damals ging es um das kostbare Winterfell der erbeuteten Tiere, heute vor allem noch darum, die alten Jagdtechniken und Bräuche zu bewahren. Es sind stolze, patriarchale Männer, mit denen wir in den nächsten Tagen durch die kalte Winterlandschaft reiten. Mit jedem Ausritt verabschieden wir uns ein Stück mehr von den Vorstellungen, welche wir uns gemacht haben, seit



wir in Kasachstan das erste Mal von den Burgutschin gehört haben. Kein dramatisches Spektakel mit rauschenden Federn und stiebendem Schnee. Kein archaisches, von Macht und Ohnmacht geprägtes Spiel um Leben und Tod. Vielmehr ist es eine respektvolle Beziehung, eine Symbiose von Mensch und Tier, der wir hier begegnen. Ob am Ende der Fuchs erlegt wird oder nicht, erachten wir als zweitrangig. Es sind nicht die Fussfesseln, sondern es ist die Kraft einer tiefen Freundschaft, welche

- ↑ **Leises Spektakel.** Ein Goldadler auf der Jagd. Anmutig gleitet er durch die Lüfte.
- ← **Mensch-Tier-Symbiose.** Die Adlerjäger fühlen sich ihren Vögeln tief verbunden.
- ↔ **Immer weiter.** Weder Wind noch Kälte oder Weite halten die beiden Radler auf.

den Adler an den Jäger bindet. Arianit erzählt uns, dass der Adler eines Burgutschin, wenn er stirbt, in der Erde begraben wird, als wäre er ein Familienmitglied.

Unsichere Nächte. Mit der Kraft, welche wir bei den Adlerjägern tanken können, dringen wir tiefer in die Mongolei. Tagelang fahren wir entlang eingefrorener Flusstäler, über Pässe und durch die Steppe. Manchmal vergeht der Zauber eines Landes, die Umgebung wird öde, weil man sich an sie gewöhnt. Die Leute werden alltäglich, das Radeln mühsam. Hier nicht. Die Mongolei ist nicht eintönig und flach, wie viele glauben. Nur weit. Kälte-Fata-Morganas gaukeln uns am Horizont Dörfer vor, wo es keine gibt. Wir stopfen uns mit Schokolade voll, um die Energie zu halten, suchen Wege und warten, dass das Wetter besser wird. Immer wieder laden uns Nomaden in ihre Jurten ein. Erstaunlich, wo überall Menschen wohnen. Erstaunlich auch, mit wie wenig sie auskommen und wie offen sie zwei Fremde aufnehmen. Die Jurten werden zu unseren Inseln, zu Oasen in einer lebensfeindlichen Eiswüste.

Morgenerwachen in einer Jurte. Die Öffnung im Dach wird heller. Der Mann steht auf, macht Feuer. Es knistert, gelbes Licht flackert über das Jurtengerüst und den dicken Filz, langsam wird es wärmer. Das Eis in der Pfanne zischt, zersplittert unter der Hitze, schmilzt. Eine Stunde vergeht. Dann steht die Frau auf, legt Holz nach, kocht Tee. Gesalzenen Milchtee. Sprudelnd weiss strömt er von der Kelle in unsere Schalen. Zum Frühstück gibt es kaltes Fleisch. Ohne diese fettigen Fleischstücke würden wir schon lange nicht mehr radeln. Es ist der dritte Advent. An Weihnachten werden wir in Mörön sein. Wir wissen nicht mehr, wann uns dieser Ort zum Fixpunkt geworden ist, was wir dort erwarten. Vielleicht brauchen wir ein-





fach ein Ziel. Die Gewissheit, dass diese Strasse irgendwohin führt. Dass es neben den Jurteninseln noch sicheres Festland gibt. Einen Ort, an dem wir unsere Anspannung ablegen und einfach ruhen können. An Weihnachten werden wir in Mörön sein – bestimmt.

Wieder sitzen wir den ganzen Tag auf dem Rad. Eine Anhöhe taucht auf. Das Abendlicht wirft Schatten, die nach unseren Rädern greifen. Doch wir müssen noch bis Harbom kommen. Letzte Nacht haben wir gezeltet. Wir sind erschöpft von den sechsendreissig Stunden, welche wir pausenlos in der Kälte verbracht haben. Harbom verspricht uns eine Unterkunft, einen warmen Ofen. Hinter uns sinkt die Sonne immer tiefer. Wenn sie untergegangen ist, wird es sofort eisig kalt. Wir erreichen Harbom im Dunkeln. Kein Dorf, nur eine Jurte. Es ist niemand zu Hause. Genau das ist das Problem. Man weiss, dass es Häuser oder Jurten gibt, aber sicher ist der Übernachtungsplatz nie. Es braucht jetzt so wenig, um aus dem Gleichgewicht zu kommen. Ein Platten zur falschen Zeit, einen Wettersturz, eine Unachtsamkeit in der Streckenplanung. Es ist zu spät, um ein Zelt aufzustellen. Also schauen, ob wir in die Jurte reinkommen. Sie ist nicht sicher abgeschlossen. Die Metallplatte lässt sich zur Seite schieben. Schlafen können wir kaum, der Puls rast bei jedem Geräusch. Eine dunkle Nacht. Was passiert, wenn der Besitzer heimkommt? Was, wenn er betrunken ist? Wir werden es nie wissen, wir bleiben allein. Am Morgen legen wir zu unserem üblichen Geldgeschenk für einen Übernachtungsplatz noch ein paar Noten drauf. Das schlechte Gewissen bleibt.

Eisige Verheissung. Dann, genau am vierundzwanzigsten Dezember, zwei Monate nach unserer Abfahrt in Barnaul, erreichen wir Mörön. Doch wir kommen nicht zur Ruhe. Beim Abendessen im Hotel treffen wir Gambiaa. Er ist hier, um seine Verwandten zu besuchen, lebt aber

sonst am Chövsgöl Nuur. Das ist der grösste See der Mongolei, am Fuss der Sayan-Berge gelegen und so rein, dass beim Zufrieren das durchsichtige Blue Ice entsteht. Eis, aus dem alle eingeschlossenen Luftblasen herausgepresst wurden und das damit die Klarheit des Wassers widerspiegelt. «Wisst ihr», verrät uns an diesem Abend Gambiaa, «das Blue Ice am Chövsgöl ist selten, gerade so früh im Winter. Oft liegt eine dünne Decke Schnee darüber. Dann ist der Chövsgöl nichts besonderes, bloss eine grosse, weisse Fläche. Aber wenn der Wind den Schnee weggefegt hat, dann sieht man es. Durch die Tiefe des Chövsgöl wirkt es mehr schwarz als blau. Wie schwarzes Glas, durch das man bis ins Herz des Sees hinunterblicken kann.» Gambiaa beugt sich über unsere Karte: «Hier. Diese Stelle müsst ihr euch merken.» Mit einem Stift umkreist er einen blauen Punkt, schreibt dazu «Cold Spring». «Das Eis dort ist besonders dünn, weil ein Fluss aus den Bergen in den See fliesst und das Eis unterspült. Macht einen Bogen darum, dann ist es kein Problem.»



Der gefrorene Chövsgöl wurde früher als Eisstrasse von russischen Lastwagen genutzt. Das ist heute verboten. Nur noch Einheimische befahren ihn im Winter. Und einige Touristen. Vor allem dann, wenn im Februar das WinterNaadam, das Eisfestival, abgehalten wird. Dann werden Blöcke aus der gefrorenen Seedecke geschnitten, zu kunstvollen Skulpturen verarbeitet, und die mongolischen Ringkampfkönige treffen sich zum Eiswrestling. Dafür ist es aber noch zu früh. Das Eis ist jetzt im Dezember erst vierzig Zentimeter dick. «Einige Autos habe ich schon gesehen», meint Gambiaa, «und mein Freund ist letzte Woche mit dem Motorrad in den Norden gefahren. Das Eis ist jetzt sicher. Zumindest für euch als Radfahrer.» Es klingt so einfach: Rauf auf die Fahrräder, gegen Norden radeln, dort aufs Eis setzen und den 136 Kilometer langen See in den nächsten vier Tagen überqueren. «Easy, you can do that», meint Gambiaa bloss auf unsere Bedenken. Wir glauben nicht, dass er eine Vorstellung davon hat, was es heisst, im mongolischen Winter zu radeln. Die letzten 2000 Kilometer haben uns geschwächt. Wir haben es gespürt in den letzten Tagen. Am Morgen sind wir immer

länger im Schlafsack liegen geblieben, der Druck, am Abend einen warmen Übernachtungsplatz zu finden, ist immer grösser geworden. Trotzdem vertrauen wir ihm und wollen dieses Abenteuer wagen. Gambia lädt uns in seine Hütte in Khatgal ein. Zwei Tage später stehen wir auf dem See.



- ↑ **Jurten am Wegesrand.** Erstaunlich, wo überall Menschen wohnen.
- ↖ **Chövsgöl Nuur.** Freie Bahn über das schwarze Eis.
- ← **Freundliche Gastgeber.** Offen für Fremde.
- **Schlechte «Strasse».** Auch schwierige Passagen sind zu überwinden.
- ➔ **Nordwestmongolei.** Tal der Adlerjäger.

Vom ersten Moment an merken wir: Eis ist nicht still – es lebt, es kracht, es dröhnt aus der Tiefe. Unheimlich. Wir fühlen uns in die Leere gestossen. Am Ufer sieht man noch Steine und Seetang auf dem Grund, später nur noch eine bodenlose Tiefe. «Easy», meint Gambia nur. Er gibt uns nochmals Anweisungen. «Zuerst radelt ihr der rechten Seeseite entlang, dann überquert ihr die Bucht. Dreissig Kilometer sind es bis nach Toylogt.» In Toylogt soll es eine Jurte geben, wo wir übernachten können. Das nächste Haus ist dann sechzig Kilometer davon entfernt. Dort leben Freunde von Gambia.

Schwarzes Glas. Gefrorenes Wasser hat tausend Formen, nie ist es gleich: Weiss gerillt, milchig gewellt, durch rohe Gewalt zerborsten, spiegelblank. Manchmal müssen wir grosse Verwerfungen überqueren, Presseis, das stöhnt und ächzt. Dann wieder radeln wir auf Kristallglas. Auch die Farbe und das Licht ändern. An das ständige Wummern und Dröhnen des Sees gewöhnen wir uns nur langsam. Der Chövsgöl hat einen steten Wellengang. Angetrieben durch geologische Aktivitäten schläft sein Wasser nie. Selbst wenn es von einem halben Meter Eis zugedeckt ist, bewegt es sich weiter, angetrieben von der unterirdischen Kraft. Der See singt. Schrecklich schön.

Die Multivision **«Tien Shan & Himalaya»** von Brigitte und Ivo Jost ist am Bike Festival vom 6. Januar 2013 im Volkshaus Zürich zu sehen.
Infos: www.explora.ch → Bike Festival



Am zweiten Tag passieren wir die Cold Spring. Wir haben die Gefahrenstelle so genau wie möglich im GPS gespeichert. Von Weitem sehen wir einen Mann auf dem Eis liegen. Wie wir wenig später erfahren, wohnt er am nahen Ufer und hat uns kommen sehen. Nun hört er für uns den Chövsgöl ab. Wieder knackt und knirscht es unter uns. Und dann, ein Knall: dumpf, etwas hohl, wie wenn man in einer Tiefgarage eine Autotür zuschlägt. Solche Knalle sind gut, hat uns Gambia versichert. Nur wenn das Eis richtig kalt ist, knallt es. Der Mann steht auf. Auch er meint, dass das Eis fest sei und wir nichts zu befürchten hätten.

Je weiter wir in den Norden kommen, desto weniger Blue Ice sehen wir. Der Chövsgöl ist nun von grossen, rauen Schneekristallen überzogen. So zu fahren, ist mühsam. Unsere Räder bleiben dauernd stecken, und wir können den Untergrund nicht einschätzen. Schiebend passieren wir ein Feld aus übereinandergeschichteten Eisplatten. Wie ein Haufen spröder Fensterscheiben zersplittern sie unter unseren Füßen. Ein Motorrad kommt uns entgegen und hält an. «Doroga plocha – schlechte Strasse, oh ja, schlechte Strasse», klagt der Fahrer auf Russisch. «Unstetes Wetter im Herbst, der See

konnte nicht gleichmässig gefrieren. Viele Eisschollen, am Ende sind sie zusammengefroren.» Mit seinem Seitenwagen knattert er weiter. Das Eis kracht. Schlechte Strasse, oh ja, schlechte Strasse.

Als wir die Südspitze der Dulaan Uul-Halbinsel erreichen, müssen wir den See komplett überqueren. Unser Ziel, das Dorf Khankh, liegt am Ostufer, dreissig Kilometer von uns entfernt. Wir peilen die Stelle an, beginnen zu radeln. Die Tannen am Ufer schrumpfen hinter uns zu winzigen Weihnachtsbäumchen. Zuerst geht alles gut. Dann erreichen wir eine grosse Verwerfung.

Das Eis ist über fünfzig Zentimeter weit aufgerissen. Der Rand scheint zerbrechlich. Wir versuchen uns zu erinnern, was Gambia über Spalten gesagt hat. Die Zeit verrinnt, irgendwann müssen wir weiter. Wir überqueren die Spalte. Da passiert es. Ivo bricht mit einem Fuss und dem Hinterrad ein. Sein Lederstiefel füllt sich mit Wasser, das blitzschnell gefriert. Alarmstimmung. Sofort wechselt er Socken, zieht sich als Kontakt- und Dampfsperre zum vereisten Innenschuh einen Plastiksack über. Unser Vertrauen in das Eis schmilzt dahin, der Schreck sitzt tief. Wir radeln, als sässe uns der Leibhaftige im Nacken. Die Sonne geht unter. Der Himmel brennt. Eis und Feuer. Welche Spannweite von Gefühlen ertragen wir noch?

Die Dämmerung setzt ein, als wir Khankh erreichen. Wir wenden uns an den erstbesten Mann, der an einem Eisloch Wasser schöpft, und fragen fürs Übernachten. Er bringt uns in sein Haus und macht Feuer. Wärme, welche die eisigen Erfahrungen der letzten Stunden auflöst. Zurück bleiben die Stimme des Sees, die Strukturen des Eises. Durch die Tiefe des Chövsgöl hat es mehr schwarz gewirkt als blau. – Schwarzes Glas, durch das wir bis ins Herz des Sees hinunterblicken konnten.

info@fotofolio.ch